

deutschland, sondern auch vom Rhein und von der Schweiz, um ihre enge Verbundenheit mit der Stuttgarter Schule zum Ausdruck zu bringen.

Der württ.-badische Baumeisterbund ist der Träger dieser engen Verbundenheit aller früheren Bauschüler. Sie ist der wertvolle gemeinsame Boden, auf dem die Baukultur als Gemeinschaftsleistung wachsen kann, die wir so nötig brauchen.

Mit dem Jubiläum verbunden ist eine Ausstellung der Bauindustrie sowie von Arbeiten der jetzigen und früheren Studierenden und der Lehrer der Staatsbauschule. Sie soll ein Bild geben der Bemühungen um Erziehung zu einer ehrlichen, gesunden, auf sorgfältiger Konstruktion gegründeten handwerklichen Baukunst.

Ein staatliches *Festbuch* ist zu der Hundertjahrfeier erschienen, das ein lebendiges Bild gibt von diesem gemeinsamen Bemühen der Leitung und der Lehrerschaft um solche Erziehung. Das Werk hat einen Umfang von 255 Seiten, enthält Geleitworte des Kultministers Dr. Schenkel, des Oberbürgermeisters von Stuttgart Dr. Klett und des Direktors der Staatsbauschule Prof. R. Lempp. Der letztere schreibt: „Die Einheit in unseren Städten zu schaffen, sie in unsern Dörfern zu erhalten, liegt im besonderen in der Hand von Männern der Bauschule. Sie stellen den größten Teil der Landarchitekten.“

Das Buch selbst ist in gewissem Sinn die Illustration zu den obigen allgemeinen Ausführungen. Teil I ist der Geschichte der Schule gewidmet (dabei ist besonders auch unsers Prof. Felix Schuster gedacht), Teil II der Studentenschaft und ihren Beziehungen zu Berufs- und Wirtschaftsverbänden, Teil III den einzelnen Fachgebieten. In diesem wichtigsten Teil kommen die Mitglieder des Lehrkörpers zum Wort, die auf S. 31 im Bild wiedergegeben sind. Die von Direktor Prof. R. Lempp aufgestellten „Richtlinien für die Ausbildung an der Staatsbauschule“ sind in ihrer ausgleichenden und sachlichen Haltung vorbildlich. Den Heimatbund berührt der Abschnitt „Über schlechte und rechte Gestaltung“ von Prof. Dr. S. L. Kuntz näher, der sich zu den „Werkbundformen“ unseres verstorbenen Vorstandsmitgliedes Dr. Gretsch bekennt. Die Baudenkmalpflege darf in dem Buch nicht fehlen. Prof. Lempp berichtet von Eßlinger Rathaus und Frauenkirche, von Ulmer Münster und Wiederaufbau der Leonhardskirche in Stuttgart u. a. Ein starker Nachdruck liegt mit Recht auf dem Handwerklichen. Darüber schreibt u. a. auch Hannes Mayer. Die übrigen Aufsätze legen Zeugnis vom Geist und der gegiegenen Arbeit in der Staatsbauschule ab. Der Schwäb. Heimatbund kann nur seiner Freude und Anerkennung dankbar Ausdruck verleihen, daß die Staatsbauschule wieder ersteht und der Nachwuchs eine so vielseitige Ausbildung erfährt, die das Überkommene ehren und pflegen lehrt und die für das Neue aufgeschlossen ist, ohne die Bindung an die Heimat zu verlieren. Der „Schwäbische Heimatbund“ spricht der Staatsbauschule in alter Verbundenheit seine Glückswünsche zu ihrem hundertjährigen Bestehen aus. Schw.

Ludwig Finckh zum 75. Geburtstag am 21. März 1951

„Man hat noch etwas zu tun auf der Erde“, rief Ludwig Finckh im Herbst des vergangenen Jahres seinen Freunden zu, vom Krankenbett aus, in dem er eben von schwerster Krankheit genas. Man hatte ihn – einen Sterbenden – mit perniziöser Anämie im letzten Stadium ins Krankenhaus getragen; aber die „guten Geister“ seines Lebens, von denen er sich allezeit umgeben wußte, standen ihm „wieder einmal zur Seite“. „Sind auch unsere Tage gezählt, noch ist nicht aller Tage Abend“, bekannte der Genesende, damals im November, und heute sitzt er wieder an seiner Schreibmaschine, arbeitet an seinen Büchern und beantwortet all die zahllosen Briefe, die ihm von nah und fern zuströmen, selbst – wie eh und je.

Diese fast unverwüstliche Lebenskraft, der nicht klein-zukriegende Wille und Mut zum Leben, zu allem Kampf, den es mit sich bringt – sie haben dem Leben und Schaffen Ludwig Finckhs von den Anfängen an ihre feste Richtung gegeben. Als kleines Kind war er, der am 21. März 1876 als jüngster Sohn des Besitzers der Hirschapotheke zu Reutlingen geboren wurde, – Nachzügler einer stattlichen Geschwisterreihe, ein „zartes Geschöpf“, das sich erst durch „viele und mannigfaltige Anfälligkeiten gesundkämpfen mußte“. Später studierte er Rechtswissenschaft, und als er damit fertig und examensreif war, kämpfte er mit Vater und Mutter um die Freiheit, seiner Berufung zum Dichter, an die er felsenfest glaubte, folgen und leben zu dürfen. Die enttäuschten Eltern und der aus der Reihe tanzende Sohn fanden sich auf mittlerer Linie: der Vater verzichtete auf die Juristenlaufbahn des Sohnes, und der Sohn – vorläufig wenigstens – auf den Beruf des freien Schriftstellers. Er kehrte in die Hörsäle zurück und studierte Medizin.

Als junger Assistenzarzt erprobte er das damals viele Hoffnungen wachrufende ‚Tuberkulin‘ an sich selbst mit dem Erfolg, daß er auf den – Liegestuhl befohlen wurde! Doch diesen vertauschte der Ungeduldige bald mit der Oase Biskra in Nordafrika, von wo er nach einiger Zeit gesund zurückkehrte. – Jahre später stand er, nachdem er sich mit Dorothea Hensell von der Insel Reichenau verheiratet hatte, von der Hochzeitsreise kommend, in Gaienhofen am Bodensee, vor den Ruinen seines kleinen Hauses, das soeben einem Brand zum Opfer gefallen war. „Vor den Steinhaufen des Hauses stehen unversehrt noch zwei Kübel mit Rosenstöcken; hinter ihnen raucht es aus einem Haufen Asche“. Die Bücher und Manuskripte des Mannes, die Aussteuer und Habe der jungen Frau – sie waren dahin! Aber der Lebensmut nicht, und ein Jahr später stand „auf dem alten Platz ein neues Heim“, das für ihn, für seine Frau und für die 5 Kinder, die sie ihm schenkte, eine Heimat statt des Glücks geworden ist – bis heute.

Finckh hat all die Jahrzehnte hindurch viel Leid erleben müssen, mehr Leid als Glück, wenn man mit den üblichen Maßstäben mißt – Anfeindung, Totgeschwiegenwerden, Krankheit, drohende Erblindung, Hunger und Not, aber nichts hat den hellen Glanz seiner frohen, guten Augen trüben können, denn immer tiefer wuchs er in ein Dasein hinein, das aus den reinsten Quellen gespeist wurde, und das ihn von Stufe zu Stufe auf die klare Höhe eines freien, edlen, verstehenden Menschentums führte. Die geliebte Frau, das Glück in der Ehe, die Freude an den Kindern – sie gehörten allezeit zu den stärksten, besten Kräften seines Lebens. In wundervollen Worten hat er oft den Sinn der Ehe, das tiefe Einssein zwischen Mann und Frau gedeutet, so in dem Gedicht: „Die Sonnenblumen“ („Mutter Erde“, 1917), wo es u. a. heißt: „Ein Strom webt zwischen uns /, wie er in gesegneten Stunden aus Gottes Truhe herunterfällt /, auf die Erde, unter zwei arme, selige Menschen /. Du nimmst mich an dein Herz /, und bist Glockenschale /. Klöppel schlägt ans Metall /, und gibt den leisen, alten, tiefen Ton /: Eins“.

Für die Erkenntnis des Wertes und der Würde der Frau, für ihre Ebenbürtigkeit hat Ludwig Finckh als Dichter von seinen frühen Anfängen an geworben. Als neuer „Frauenlob“ hat er in seinem Erstling, dem 1899 erschienenen Gedichtband: „Fraue du“, munter in das Saitenspiel des altdeutschen Minnesangs hineingegriffen und ihm romantisch-schwärmerische, innig-süße, jüngerlich-reine Töne entlockt – „ich will meine Lieder verschenken, austreuen in die silberne Nacht“. Aber selbst die „verschenkten“ Lieder des jungen Finckhs wollte damals niemand haben; niemand hat 1899 auf den neuen Frauenlob gehorcht; von seinem zweiten, 1906 erschienenen Gedichtband: „Rosen“ jedoch wurden rasch hintereinander mehrere Auflagen verkauft (10 000 Exemplare), und schon Otto Julius Bierbaum hat die „Ursprünglichkeit, Echtheit, Innigkeit und Lauterkeit“ dieser Gedichte gelobt.

Noch vor den „Rosen“ war Finckhs erstes Erzählwerk erschienen, der „Roman“: „Der Rosendoktor“ (1905). Er war damals ein kleines Ereignis und – ein großer Erfolg, der dem Buch lange Zeit treublieb; vor kurzem erschien im Gerhard Heß Verlag, Ulm, der sich seit einiger Zeit der Bücher Finckhs in dankenswerter Weise angenommen hat, das 206. – 210. Tausend des „Rosendoktor“, dieses immer noch jugendfrischen, schön zu lesenden Werkes. Der jugendliche Frauenlob von „Fraue du“ hat im „Rosendoktor“ auf höherer Reifestufe und mit Worten, die bis heute nichts von ihrer bewegenden Schönheit und nichts von ihrer Gültigkeit verloren haben, den Wert und die Würde der Frauen gedeutet und sich leidenschaftlich zu ihnen bekannt.

Der „Rosendoktor“ ist – auch heute noch – dem Freund Hermann Hesse gewidmet, dem sich Ludwig Finckh eng verbunden fühlt, seitdem sie sich in Jünglingstagen zum ersten Mal gefunden haben. Wie und wo, das wird im „Rosendoktor“ eingehend geschildert; und jetzt eben

hat Finckh in der Erzählung: „Verzauberung“ (Gerhard Heß Verlag, Ulm 1950) der Jünglingsfreundschaft zwischen Hermann Hesse und ihm ein neues dichterisches Denkmal gesetzt, das in seiner innigen, duftigen Schönheit wie ein wehmütiger Gruß aus längst vergangenen Tagen zu uns dringt.

Die Begegnung mit Hermann Hesse ist für Ludwig Finckhs endgültigen Entschluß zum schriftstellerischen Beruf entscheidend geworden. Hermann Hesse hat ihn damals nach Gaienhofen „gelockt“, wo Finckh dann seine Heimat gefunden hat; und wenn die Wege der beiden sich äußerlich später auch getrennt haben, so hat ihre Freundschaft, die mit den Jahren aus der Jünglings- zur Männerfreundschaft gewachsen war, doch in allen Belastungsproben standgehalten – bis heute. Daß Finckh nicht als Jurist, nicht als Arzt sein Bestes zu geben hätte, sondern eben als Dichter, das hatte der junge Hesse schon bald nach seiner Begegnung mit ihm geahnt; die Fülle des Finckhschen Lebenswerks hat diese Ahnung aufs schönste bestätigt.

Man hat gesagt, es fehle dem Schaffen Finckhs an Spannweite. O, sie ist vorhanden, wenn man seine Werke nur recht zu lesen versteht, und wenn man sich nur die Mühe macht, in das Gesamtwerk einzudringen. Ohne von der modischen psychologischen Zergliederungssucht befallen zu sein, hat der Dichter doch immer tief in die Abgründe des Menschseins hineingeleuchtet, und dessen Untiefen sind ihm ebenfalls nicht verborgen geblieben. Aber er hat die schwere Düsternis der Probleme aufgehellt und aufgelöst und seine Leser meist nur die hell strahlenden Ergebnisse dieser harten Arbeit schauen lassen, wie es in dem zweiten Teil der Erzählung: „Rapunzel“ heißt, der demnächst unter dem Titel: „Das Sonnenhaus“ mit dem ersten Teil zusammen bei Gerhard Heß erscheinen soll: „Glaubt nur nicht, daß einer, der fröhlich seines Weges daherschreitet, nur das Angenehme und Rosige auf der Welt sehe und dem Dunkeln und Schweren aus dem Weg gegangen sei. Er hat vielleicht durchgelitten wie nur einer, aber er hat es hinter sich gebracht und für sich behalten und niemand davon gesagt, weil er andere nicht damit beschweren wollte“.

Das ist für Ludwig Finckh Bekenntnis und Bilanz zugleich, und da es ihm immer um das ganze Leben und um seinen ganzen, reinen Sinn zu tun war, so ist er mit einem vereinfachenden Etikett nicht zu erfassen. Auch nicht mit dem Etikett: „Heimatlidder“, obwohl er nie die Tatsache verleugnet hat, daß er tief in heimatlicher Erde verwurzelt ist, und daß er mit beiden Füßen fest auf heimatlichem Boden steht. Eine stattliche Reihe von Büchern zeugen davon; und zwar Erzählwerke wie: „Der Rosendoktor“, „Rapunzel“, „Die Reise nach Tripsdrill“, „Der Bodenseher“, „Bricklebritt“ und neuerdings das in Kirchheim u. T. spielende „Verzauberung“ – ebenso wie zahlreiche beschreibende Werke, von denen nur ein paar genannt seien: „Der Bodensee“, „Der unbekannte Hegau“, „Kleine Stadt am Bodensee“ usw.

Dann tat Finckh einen festen Griff in die Geschichte

und ließ auf diesem Gebiet dem Kepler-Roman: „Stern und Schicksal“ und dem Robert-Mayer-Roman: „Der göttliche Ruf“ drei Darstellungen folgen, in denen weniger bekannte geschichtliche Gestalten in das deutsche Bewußtsein gehoben wurden; und zwar in: „Ein starkes Leben“ (1936) der 1848 zum Tod verurteilte, nach Amerika geflohene Pfälzer Konrad Krez, in „Die Kaiserin, der König und ihr Offizier“ (1938) der in Heidenheim/Brenz geborene, später als General Friedrichs des Großen bekannt gewordene Johann Jakob Wunsch, und in: „Herzog und Vogt“ der Oldenburger Christian Daniel von Finckh, der noch im April 1813 in Bremen von den Franzosen erschossen wurde. Es sind „wahre Volksbücher“ deutscher Geschichte, die uns Finckh mit diesen Werken geschenkt hat; Gestaltungen, in denen dichterische Freiheit und geschichtliche Wahrheit zu einer gedeihlichen und zuverlässigen Einheit zusammengewachsen sind.

Es war immer Finckhs Anliegen, den Spuren des eigenen und allgemeinen Lebens nachzugehen. So kam es zu seinen Ahnenbüchern, wie: „Ahnenbüchlein“ (1921), „Der Ahnengarten“ (1923), „Der Ahnenhorst“ (1923), „Heilige Ahnenschaft“ (1926), „Das Vogelnest“ (1928), „Haus- und Ahnenbuch“ (1930), um nur einige zu nennen, und zu seinen auslandsdeutschen Erzählungen wie: „Sudetendeutsche Streife“ und „Der Vogel Rock“.

Mit den vielen Titeln Finckhscher Werke, die hier aufklangen, sind noch lange nicht alle genannt, die er geschaffen hat; aber es ist mit ihnen angedeutet, wie reich und vielfältig sein Schaffen gewesen ist. Und noch immer ist der Dichter rüstig am Werk. Nach dem „Rosen doktor“ sollen im Frühjahr die jetzt also zweiteilige Erzählung: „Rapunzel“ und der Roman: „Stern und Schicksal“ und im Herbst „Der göttliche Ruf“ und „Die Reise nach Tripstrill“ folgen. Wir wünschen dem mutigen Verleger, daß er sein Programm durchführen kann; denn – mögen die Werke Finckhs auch nicht zur sog. „großen“ Literatur gehören, mögen sie manchem altmodisch erscheinen, sie haben uns heute noch Vieles zu sagen; es gehen Kräfte von ihnen aus, die wir nicht entbehren können; alles Edle, Saubere, Anständige hat in ihnen seine Heimstatt; und die Lebensfragen, um die es in ihnen geht, sind heute so zeitgemäß wie eh und je: ja, heute mehr als eh und je hängt für uns alle unendlich viel davon ab, wie wir als Menschen wieder mit uns zurechtkommen. Für dieses Zurechtkommen hat uns Finckh manche gute Hilfe zu geben. Das große Pathos suchen wir in seinen Dichtungen vergebens, aber die schlichten, tröstlichen, habhaften Wahrheiten, an denen wir uns halten und aufrichten können, begegnen uns bei ihm auf Schritt und Tritt. „Es gibt keine Schuld als die Gemeinheit; sie ist die einzige Schuld auf Erden“. „Wir Menschen strahlen aus, was wir empfangen, verwandelt in unserem Herzen, gebrochen wie von einem Prisma. Ein Herz kann edle Strahlen unedel machen und die reinsten giftig, wenn es unsauber ist“. „Mit einem Tropfen Liebe kann man Wunder verrichten“. „Liebe strahlt

aus durch alle Wände ... Kann man die Menschen zur Liebe führen, so ist der Tod besiegt, das Leben besiegt“.

Aus solchen Worten spricht jener „Idealismus eines poetischen Sonntagskinds“, den schon Bierbaum an Finckh gerühmt hat, eines „Sonntagskinds, das die Welt nimmt, wie sie ist, und liebt, wie sie ist, weil es ein inbrünstiges Lebensgefühl besitzt, ein inniges Gefühl des Verbundenseins mit allem Leben und den zugleich tiefen und umfassenden Blick einer unbeirrbaren Liebe“.

Bierbaum hatte recht, und wir können dem Dichter zu seinem 75. Geburtstag nur voll herzlicher Dankbarkeit wünschen, daß ihm Gesundheit und Schaffenskraft noch manches Jahr erhalten bleiben möchten als Krönung eines Lebens, über dem in Kampf und Irrtum, in Leid und Glück das Wort aus „Herzog und Vogt“ steht: „Ein Mensch blieb Sieger“. H. L.

Gegen die Auswüchse der Kinoreklame

Alle behördlichen, nicht fördernden Eingriffe in Sachen der Kunst, also auch des Kinos, haben etwas Leidiges. Staatliche oder städtische Instanzen sind nicht geeignet, ästhetische gegen sittliche Werte abzuschätzen. Da aber einmal der Paragraph 184 des Strafgesetzbuchs existiert und Gesetzesänderungen bei uns selten vorgenommen werden, muß immer wieder und möglicherweise mit Recht mit seiner Anwendung gerechnet werden. So wie die Dinge liegen, ist daher z. B. die Institution der Selbstkontrolle des Films grundsätzlich gut zu heißen. Die Problematik zeigte sich vor einiger Zeit, als einige wesentliche Persönlichkeiten ihren Austritt erklärten. Was daraufhin geschah, wurde nicht bekannt, ist übrigens gleichgültig, denn letzten Endes herrscht auch in diesem Gebiet das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Das Urteil des Publikums wirkt sich aus, obwohl man nicht recht weiß, wie dies vor sich geht. Wer einen Film beurteilen will, muß ihn gesehen haben und war dann schon drin. Er hat seinen Obolus bereits entrichtet. Und wer gibt schon etwas auf das Urteil eines anderen, der schon drin war? Es will doch jeder selbst gesehen haben. Die Filmkritik in der Presse hat aber in der Hauptsache nur berichtenden Charakter, und wenn einmal kritisiert wird, dann meist an einem Stück, das positiv herausgehoben werden soll, bei dem aber dennoch einige Einwände am Platze zu sein scheinen. Die Folge davon ist, daß schlechte Filme im allgemeinen zarter behandelt werden als gute. Verwerfungen durch das Publikum aber werden noch immer nur aus politischen oder moralischen, niemals aus qualitativen Gründen vorgenommen. Es ist rätselhaft, wieso doch so etwas wie eine Qualifikation zustandekommt, denn das Kinopublikum schweigt sich ja im Gegensatz zu demjenigen des Theaters fast immer vollkommen aus. Und wenn es einmal Zeichen der Zustimmung oder Ablehnung von sich gibt, so geschieht